

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 307.

Dienstag, 17. November.

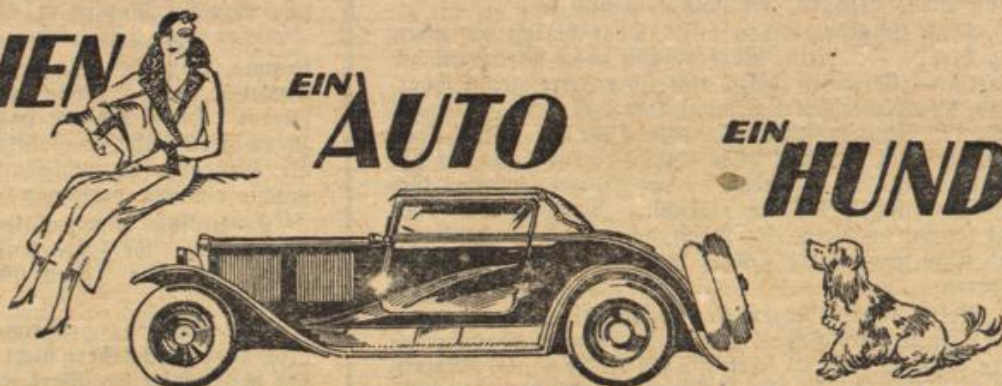
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(3. Fortsetzung.)

Janet kannte dieses Lächeln. Nichts war dem Gefühl vergleichbar, das sich in ihr regte, wenn sie dieses Lächeln sah — dieses Lächeln zu Violet hin. Sie kannte die scharfen Linien seines Gesichts streng zusammengezogen, sie kannte die unfreundliche Falte von den Nasenflügeln zu den feinen Mundwinkeln hin, die sich jedesmal zeigte, wenn Dr. Herbert Gregory sich herabließ, zu seiner Tochter zu sprechen; sie kannte den kalten Blick seiner grauen Augen unter den starken Brauen, wenn er sie anblickte — was er gern vermied.

„Aber nichts“, dachte sie, eine tiefe Falte auf ihrer kindlichen Stirn, „nichts tut mir mehr weh, als wenn er so zu Violet hinlächelt!“

„Rausch nicht soviel!“ sagte er plötzlich scharf und sie erschrak.

„Erst meine zweite —“, sagte sie halblaut. Vom Lehnstuhl Craubournes kam ein kurzes, knarrendes Lachen, Gregory zuckte die Achseln und ging weiter durch das Zimmer und Violet fuhr mit klagender Stimme fort:

„Erst die zweite — guter Gott, Kind — wie lange sitzen wir denn schon hier? — Du weißt, du wirst dir deinen Teint verderben. Als wir zuletzt beim Derby waren in der Ascotwoche und der Herzog von York seine ich weiß nicht wievielte Zigarette anstekte, da meinte Lady Alchester: sie würde an Stelle der Königin nicht gestatten — sagtest du etwas, Kind?“

„... nur gehustet!“ sagte Janet, mühsam lächelnd, und warf ihre Zigarette in die Glut. „Wenn sie mich nur nicht immer Kind nennen würde!“ dachte sie verzweifelt, und zur Bestätigung knurrte Tarka, weil Violet ihre Beine übereinanderschlug und dabei sein Fell streifte. Violet zog etwas ängstlich die Knie hoch — und Janet fühlte eine leichte Befriedigung.

„Komischer Hund!“ sagte Violet mit behutsamer Freundlichkeit. „Merkwürdiges Tier! ... Er kann sich immer noch nicht recht an uns alle gewöhnen! — Vielleicht läßt du ihm zuviel Freiheit, wie, Janet? Did hat doch immer früher auch Scotchies gezüchtet, nicht, Did?“ Sie wandte wieder den Kopf in die unnatürliche Linie, um in die Richtung der weißen Hemdbluse sehen zu können.

„Sm —“, sagte der Major gleichgültig.

„Did ist ein prächtiger Hundezüchter. Wie hieß doch Ihr Rüde, der den ersten Preis auf der Ausstellung in Cowes bekam — nach der Regatta vor zwei Jahren?“

Did antwortete nicht gleich und sie verdrehte ihren Hals noch mehr. —

Über Janet kam wieder jenes Frösteln, von dem sie befallen worden war, als sie vorhin oben an der Kreuzung die Villa ihres Vaters vor sich gesehen hatte. Sie hörte auf die festen, ruhelosen Schritte hinter sich und bekämpfte das Gefühl von Bitterkeit, das jedesmal in ihr aufstieg, wenn sie eine Weile in dem grauen Hause von Garlands Green war.

Tarka hob den Kopf. Über seinen wirrhaarigen Schädel stiegen die drolligen Dreiecke seiner behaarten Ohren.

„Es kommt jemand!“ sagte Janet erleichtert. Aber zunächst hörte niemand auf sie. Bis die große Flügeltüre aufging und eine alte Dame und ein dicker Herr eintraten.

Der erste, der bei ihnen war, war Tarka. Er wedelte mit seinem kräftigen Schwanz und rieb sich am Rod der alten Dame, wobei sich sein kleiner Körper vor Herzlichkeit verkrümmte und verkürzte.

Und Tante Betsy strahlte. „Ja, Tarka! Tarka! Du scheußliches Vieh! Sehe ich dich endlich wieder! Bist du endlich da! Bist du der alte Tarka! Bist du der schmutzige Teufel! Ja? Haben wir uns aber lange nicht gesehen! Du wirst ja immer scheußlicher! Ja — bist du der gute Tarka? Tarka bist du!“

Sie versicherte ihm hundertmal, er sei Tarka. Er tat zuerst, als ob er es ihr nicht glaubte, dann tat er ihr zu Gefallen so, als ob sie ihn in diesem Augenblick davon überzeugt hätte, warf sich sinnlos vor Freude auf den Rücken, raste überraschend plötzlich durch das Zimmer und zurück zu ihr und gebärdete sich überhaupt wie nützlich. Aber als er sah, daß die Tür zum Gang einen Spalt offenstand, drückte er sich hinaus, schlenderte zur Küche und gab dort vor den dampfenden Schüsseln der Köchin sein wahres Herz zu erkennen.

„Wie geht's dir, Tante Betsy?“ sagte Janet, legte den Arm um die Schultern ihrer alten Freundin und sah liebevoll in ihr freudegerötetes, gutes Gesicht.

Tante Betsy küßte sie knallend auf den Mund. „Meine kleine Janet —“ (Janet war gut einen Kopf größer als sie), „ich habe dich ja eine Ewigkeit nicht gesehen, Kind!“ (Und hier hatte Janet nicht das allgeringste dagegen, Kind genannt zu werden.)

„Das wird wohl gegenseitig sein, Tante Betsy!“

„Du dummes Ding! — Was macht deine Hopserei?“

Janet schüttelte sich vor Lachen. „Meine Hopserei

geht herrlich. Ich danke dir! Ich habe jetzt eine richtige Lady unter meinen Schülerinnen!"

"Großartig . . . wenn erst der Prinz von Wales bei dir feilspringen wird, dann lade mich, bitte, dazu ein!"

"Bedaure — Zuschauer können beim Privatunterricht grundsätzlich nicht zugelassen werden. Kate würde dich rauschmeißen!"

"Was macht die kleine Kate?" erkundigte sich Tante Betsy weiter.

"Die kleine Kate ist noch tüchtiger als ich. Wir verrenken uns von morgens bis abends die Glieder, um den Gänsen beizubringen, wie man geht und steht!"

"Grüß sie morgen von mir. Oder bleibst du einen Tag hier? — Nein, morgen früh schon wieder in die Stadt? — Du wirst dich noch überanstrengen, sicher, Kind, du arbeitest viel zu viel! Das hast du von deinem Vater!" Und im selben Atemzug fuhr sie fort: "Aber prächtig siehst du aus!" Sie klappte Janet derb auf die Schulter und sah zufrieden an der großen schlanken Gestalt des jungen Mädchens hinab. "Prächtig . . . aber jetzt komm, du kleine Schönheit, ich habe deinem Vater noch nicht gratuliert!" Arm in Arm gingen sie zu den anderen.

"Nein — der Regen hat aufgehört. Aber es hat heute einen ganz ordentlichen Eimer Wasser über Hampshire gegeben, wie es scheint", hörten sie Onkel Martin sagen. "Drüben in den Arbeiterhäusern steht es zwei Fuß hoch. Ich habe Mac Norton hingeschickt, Ordnung zu schaffen!"

"Mac Norton?"

"Ja, Janet — Tag, mein Kind! —, meinen Sekretär. Hast du ihn denn immer noch nicht kennengelernt? . . . Er ist ein Schaf — Mac Norton. Aber ein gutes. — Wie geht's dir, Janet?"

"Glänzend!"

"Na — wann trittst du bei Cochrane auf?"

"Ich gehe erst dann zur Revue, lieber Onkel Martin, wenn ich sicher bin, daß du das Schlagzeug übernimmst!" Er grinste.

"Lieber Herbert —", sagte Betsy schüchtern und feierlich, indem sie die weiße Hand des Syndikus in der ihren hielt. Gregorys Hand war immer kalt und steif; und Tante Betsy fürchtete sich etwas vor ihr. — "Lieber Herbert, ich gratuliere Ihnen herzlich zum Geburtstag und ich wünsche Ihnen alles Gute —"

"Hören Sie auf — Gregory glaubt Ihnen kein Wort, Betsy!", rief der dicke Mann munter. "Ich wollte eigentlich ein Geheimnis daraus machen, Ladies and Gentlemen, aber nun muß ich es sagen: ich bin unversämmt hungrig!"

Das war also Onkel Martin. Martin Anderson, der technische Direktor der Garlandwerke, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, breit und dick auf den ersten Blick. Aber es sind alles harte Muskeln, die er auf seinen Knochen herumträgt. Er war ein gutes Mittelsgewicht zu seiner Zeit bei den Londoner Amateuren. Die Haare auf seinem mächtigen Schädel sind dünn geworden. Unter seiner glänzenden runden Stirn liegen kleine gutmütige Augen. Nase und Kinnladen zeugen von gesammelter Energie. Er kleidet sich ausgesucht sorgfältig. Und Tante Betsy findet ihren Vetter „ungemein repräsentativ". Sie führt ihm den Haushalt und bewundert ihn ohne Einschränkung. Nur seine Hände — „Strecken Sie sie lieber in die Tasche, Martin!" rät ihm Tante Betsy immer und er grinst und betrachtet seine kurzen, breiten, kräftigen Finger.

"Ihr seid ja so spät gekommen!", sagte Violet in dem klagenden Ton, der sie kledete.

"Spät — wie so?", sagte Martin Anderson. "Ich war bis vor kurzem noch im Büro."

Dr. Gregory zog seine Uhr und sah nach.

"Haben Sie endlich eine neue Uhr?" fragte Tante Betsy neugierig, während sie ihren Platz an der Tafel neben ihm einnahm. "Nicht mehr dieses scheußliche, alte dicke Dings?"

"Ach ja — Papas alte Uhr . . .", sagte Janet lächelnd und sich erinnernd.

Major Cranbourne mit seinem ausdruckslosen Gesicht rückte ihr den Stuhl zurecht und fragte: „Wovon ist die Rede?"

"... die Turmuhr hat Onkel Martin sie immer genannt, nicht?"

"Ruhig — die Kinder!" Anderson schnitt ihr ein strenges Gesicht. Janet mußte lachen und Tante Betsy ihr gegenüber rief aus:

"Er hat sich doch nie von ihr trennen wollen!"

"Oh — dafür habe ich jetzt gesorgt!" plapperte Violet. „Es war ein Monstrum, nicht wahr, Tante Betsy?"

"Ja, scheußlich! — Aber wenn man den Deckel aufklappte, war ein Bild deiner Mutter drin, Janet, und vielleicht hat —" Sie verschluckte sich und wurde purpurrot. Onkel Martin hatte ihr einen warnenden Blick zugeworfen und Janet blickte heimlich ihren Vater an. Dr. Gregory sah ruhig auf seinen Teller und Violet machte ein sehr verletztes Gesicht.

Es entstand eine peinliche Pause, aus der der Major alle rettete. Er sagte höflich: „Es ist so nett, Dr. Gregory, daß Sie Ihren Geburtstag im kleinen Kreis feiern!"

"Ich finde es gräßlich!" fiel Violet dankbar ein. "Ich begreife Herbert nicht. Wo es so schon traurig und öde genug hier im Werk ist und wir selten genug in die Stadt hineinfahren!"

Gregory sah von seinem Teller auf und lächelte sie an: „Aber Violet, du weißt, wie mich Gesellschaften anstrengen."

"Ich fürchte, Herbert will damit sagen, daß er sich vor zwei Monaten bei meinem Ball überanstrengt hat!"

"Verstehe mich nicht falsch . . . ich freue mich, wenn du Gesellschaften gibst. Aber heute durfte ich mir doch was wünschen, nicht? — Und ich habe mir gewünscht, daß wir heute nur unsere nächsten Freunde um uns haben! . . . Aber wenn du willst — es ist ja noch Zeit!" Er hob mit einer altväterlichen Bewegung sein Glas gegen sie und um seine Lippen war wieder das nachsichtige Lächeln.

"Wir wissen doch —", dachte Janet, die ihre Blicke nicht von den beiden lösen konnte, „wir wissen doch alle — er hat Mutter wirklich geliebt. Er war damals wie von Sinnen, als sie starb. Und eigentlich liebt er sie immer noch — das ist sicher. Aber er ist feige. Das ist ebenso sicher. Wenn man heute ihren Namen nennt, blickt er immer noch weg. Und Tante Betsy kommt sich taktlos vor und Violet macht ein verletztes Gesicht und würdigt Tante Betsy keines Blickes, und dann lächelt Vater Violet mit diesem bittenden und nachsichtigen Zug an — wie unwürdig . . . wie unwürdig ist das!"

Sie ballte unwillkürlich die Fäuste und fuhr erschreckt auf: „Ach ja, weihen, bitte!" Und mit seiner trodenen Höflichkeit goß Major Cranbourne den Wein in ihr Glas, und die paar Worte, die er im Lauf der Mahlzeit an sie richtete, waren so überaus wohlherzogen und ausdruckslos, daß sie am liebsten zur Türe hinausgelaufen wäre, zu ihrem kleinen Wagen und zu Tarka.

(Fortsetzung folgt.)

Viebrich am Rhein.

Herbstlich Gewölz auf wipfelbuntem Auenwald,
Den eine leichte Flusterbrandung kaum beneht.
Die Möwe fischt. Der linde Tag wird meeresalt.
Ahnung des Niederlandes ist im Atemduft
Der Strömung, über die ein stinker Nachen seht.
Um blaue Höhenkette schwimmt weingoldne Luft.
Erblindend wandelt sich der Glanz in frühes Rot.
Aus weiten Strombilds Dämmerung hebt sich noch zuletzt
Verwittert Uferschloß, vom Herbstpark überloht.
Fritz Gräny.

Der letzte Schwärmer.

Von Kurt Martens.

Ein Film von ehrwürdigem Alter, verblaßt und verregnet war es, der Dietrichs knabenhafter Sehnsucht zum Ereignis wurde. Die Vorgänge glitten nur nebelhaft an ihm vorüber, aber die Gestalt der Heldin, eines Mädchens von bezaubernder Anmut des Herzens, das in stummer Klage, wechselnd zwischen wehem Frohsinn und erstidtem Lebensüberschwang, ein Schicksal auf sich nahm, wühlte ihn so mächtig auf, daß sich an ihm seine erste große Liebe entzündete.

Er kam nicht los von ihr. Es drängte und peinigete ihn, zu erfahren, was für ein menschliches Geheimnis sich hinter dieser Figurine verborg, die sich Maja Kiria nannte und ihre besessene Schönheit so verschwenderisch der toten Leinwand preisgab.

Der Briefkasten einer Filmzeitung, an die er sich wandte, gab ihm bereitwillig Auskunft: „Maja Kiria lebt jetzt auf ihrer Besitzung Hoheneichen bei Vallendar am Rhein.“

Nach langem, scheuem Zögern und mannigfachen Bedenken entschloß er sich zu einem Brief an sie.

„Verzeihen Sie meine Zubringlichkeit“, schrieb er, „ich möchte Sie nicht belästigen mit diesen Zeilen, bloß meine Bewunderung, meine Anbetung Ihnen zu Füßen legen. Ich kam nicht anders. Ihre Erscheinung, Ihr Spiel, Ihre von allen guten Geistern gesegnete hohe Kunst hat völlig Besitz von mir ergriffen und mich außer Rand und Band gebracht. Sie geistern durch meine Träume und überstrahlen tagsüber zu jeder Stunde meinen grauen Alltag. Ohne Hoffnung, Sie je lebhaftig vor mir zu sehen, erleichtert es mich schon, aus der Ferne das Wort an Sie zu richten — ob es nun zu Ihnen dringt oder nicht. Wahrscheinlich werden Sie das Geschreibsel eines Unbekannten, eines beliebigen Jungen aus dunkelster Provinz, achtlos und ungelesen beiseite werfen. Unter den Stößen von Briefen Ihrer Anbeter verschwindet es natürlich als der belangloseste. In dieser kleinen, öden Fabrikstadt, wo ich als Waife bei Verwandten das Gnadenbrot esse und noch die Schulbank drücke, wird mir die bloße Vorstellung, daß Sie meinen Ruf vernehmen könnten, zu einer Art von Erlösung.“

Wochen vergingen, in denen Dietrich seinem Idol mit immer gleicher Inbrunst ergeben blieb, sich an ihm berauschte und an ihm litt. Da traf von Haus Hoheneichen bei Vallendar wahrhaftig Antwort ein:

„Verehrter Verehrer! Ihr schwärmerischer Gruß hat mich tiefer berührt, als Sie glauben, und den Wunsch erweckt, Sie persönlich kennen zu lernen. Besuchen Sie mich doch einmal, wenn es Ihnen möglich ist! Der Weg zu mir ist weit, aber vielleicht begünstigt ihn eine Wanderung? Mit aufrichtiger Freude würde ich Sie empfangen. Ihre Maja Kiria.“

Wie im Taumel, von so viel märchenhaftem Glück barge er das zartduftende Biletbou an seiner Brust. Sein Entschluß stand fest: gleich unerfütterlich fest. Acht Tagereisen zu Fuß würden es schaffen. Und wenn er sich durchhungern müßte bis an die Schwelle der Geliebten, sie sollte nicht vergebens auf ihn warten! Doch es wurde nur halb so schlimm. Sein Onkel, im Grunde ein gutmütiger Kauz und gerade einmal bei Kasse, stellte ihm für die Wanderung eine bescheidene Summe zur Verfügung, sodaß Dietrich seine Ankunft auf dem Bahnhof Vallendar zu bestimmter Stunde melden konnte.

Ein Chauffeur in grauer Livree nahm ihn das Köfferchen ab und führte ihn zu einem prächtigen Wagen, in dem ein junges Mädchen neugierig nach dem fremden Verehrer umschau hielt.

Dietrich nahte sich klopfenden Herzens. Er fragte ... war das wirklich der Film-Star Maja Kiria ...? Konnte sie das sein? Ein ihm gleichaltriges, siebzehnjähriges Mädel, dem heller Übermut aus den kindlichen Augen blühte? Aber natürlich war sie es! Unverkennbar dieses großgeschnittene dunkle Auge unter dem zierlichen Schwung der Brauen, das wie damals in den frohen Augenblicken ihres Spiels sieghaft aufleuchtete; unverkennbar auch das vielagende Lächeln ihrer sanften Lippen, die sich freilich in jenem Stübchen oft vor Leid und stillem Helldunkel zusammenzuckten.

O, langersehntes Engelsbild, nun endlich zum Leben erwacht, über alles Erwarten hold und unberührt! Urbild aus Fleisch und Blut eines Schattens an der Wand, der Stimme gewonnen hatte, auch gleich lieblich und lustig zu plaudern begann!

„Ja, gefällt Ihnen der Wagen? Wie, überhaupt noch nicht Auto gefahren? Na, dann sollen Sie mich auf mancher Tour begleiten! — Können Sie rudern? Ach, das ist fein! Der Teich im Park ist weit genug; da können wir auch zusammen fischen. — Und dann der Tennisplay! Keine Sorge, Tennisspielen lernt sich leicht, das bringe ich Ihnen im Handumdrehen bei. — Ich habe mich wirklich sehr auf Sie gefreut, obgleich ich keine Ahnung hatte, wie Sie ausschauen. Es ist doch ziemlich einsam hier. Sie sind der einzige Gast und sollen nach Noten verwöhnt werden!“

Unser Dietrich war wie auf den Mund geschlagen. Verwirrt von so viel Liebreiz und kameradschaftlicher Herzlichkeit, brachte er nur ungeschickte Komplimente und Dankesbeteuerungen hervor. Versuchte er von dem überwältigenden Eindruck ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu sprechen, winkte ihm das kleine Fräulein lachend ab, als ob die Lorbeeren ihrer Laufbahn für sie nur verdorrtet Gemüse wären.

Im Hause Hoheneichen angelangt — es war schon mehr ein Schloß, auf waldiger Anhöhe mit einem wunderbaren Blick auf das Rheintal — wies sie Dietrich ein behagliches Zimmer an, in dem er sich nun mit peinlicher Sorgfalt vom Staub der Reise säuberte. Er empfand das dringende Bedürfnis, ihr vor allem äußerlich wohlzugefallen.

Als ein präsentabler junger Herr von guter Haltung und leidlicher Eleganz stieg er dann die teppichbelegte Treppe zur Veranda hinab, wo er erwartet wurde.

Dort saß die Dame des Hauses in einem Korbsessel, eine seidene Decke über den Knien, auf einmal merkwürdig gealtert, bleich und müde. Nein, das war nicht die Maja Kiria von vorhin; doch der leidensvollen Kämpferin aus dem Film glich sie mehr als ihr heiteres, jugendliches Ebenbild.

Sie reichte ihm eine schlanke, wächserne Hand und sagte:

„Willkommen, lieber Freund! Sie staunen ... sind wohl gar enttäuscht? Ja, meine Tochter Ursula hat sich den boshaften Scherz erlaubt, zunächst einmal meine Rolle zu spielen. An mich war Ihr brieflicher Lobgesang gerichtet, und ich lud Sie zu mir. Da haben Sie nun die Belcherung: eine angejahrte, kränkelnde Frau hat sich an Ihrer verspäteten Bewunderung gelabt. Der Film, in dem Sie mich sahen, liegt so weit zurück wie meine Jugend und die Zeit meiner Triumphe.“

„Was macht das aus!“ rief er, nun plötzlich aller Befangenheit ledig, und küßte ihr die kühle Hand. „Sie sind es doch noch immer, gnädige Frau, und Ihre Güte hat mich gewürdigt, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen!“

„Ja, Sie allein! Denn außer Ihnen hat sich schon lange kein Bewunderer mehr um mich bemüht. Eben daher meine Freude. Sonst heißt es: „den letzten beißen die Hunde.“ In meiner Lage aber kommt ein Laum mehr erwarteter Nachzügler einem unverdienten Geschenk des Lebens gleich.“

Ursula trat ein und wollte sich ausschütten vor Lachen, daß sie für eine berühmte Filmschauspielerin gehalten worden war. Der Vergleich, den Dietrich zwischen ihr und der Mutter zog, fiel zu Beider Gunsten aus. Er erkannte, daß zwei Frauen eins sein konnten vor seinem entflammten Gefühl und mit dem Unterschied der Jahre einander ergänzten wie die zwei Seiten einer Medaille. Die eine Seite entzückte ihn mit dem lieblichen kindhaften Schnitt der Züge, auf der anderen las er ergriffen die bedeutsame Schrift einer ins Dunkel versunkenen reichen Vergangenheit.

Berliebt war er nur noch in Ursula. Sie nahm ihn in Beschlag für Spiel und Sport, für ihre Fahrten und Wanderungen und ihre lustigen Einfälle. Von ihr geführt und angefeuert, genoß er in vollen Zügen den Aufschwung aus der Armlichkeit und Enge seines bisherigen Daseins in eine Welt, freier, stürmischer Lebensfreude. An Maja Kiria aber, der abgedantkten Künstlerin, die längst schon wieder ihren bürgerlichen Namen angenommen hatte, gewann er nicht mehr und nicht weniger als eine verständnisvolle, mütterlich besorgte Freundin. Ihr konnte er in stillen Gesprächen voll Offenherzigkeit und Wärme sein Vertrauen schenken. Was sie erlebt und erlitten hatte, die Fälle ihres menschlichen Empfindens, einst nur im Spiegel erdichteter Gestalten eingefangen, strömte jetzt unmittelbar auf diesen Knaben über, der als der letzte, der naivste und selbstloseste ihrer Anbeter die Werte ihrer Persönlichkeit und ihrer Leistung am tiefsten begriff.

Der Abschied wurde ihm von der Einen so schwer wie von der Andern. Als der Wagen wieder vor dem Bahnhof hielt, sagte er zu Ursula, die ihm das Geleit gegeben hatte, unter aufsteigenden Tränen:

„Ach, ihr Zwei! Was habt ihr in diesen Wochen für ein Wunderwerk an mir vollbracht! Von Grund aus verwandelt habt ihr mich, und ich glaube fest zum Guten! Wenn ich wieder daheim bin in meinen dunklen vier Wänden, werdet ihr mir in der Erinnerung bald zusammenfließen zu einer einzigen fernen Göttin.“

„Damit wirst du mich eifersüchtig machen“, lachte Ursula. „Trotzdem will ich mich überwinden, dir Mutters letzten Gruß zu übermitteln.“ Worauf sie errötend seinen Hals umschlang und ihm den Gruß auf die Lippen drückte.

Reise zum Tanganyika See.

Noch immer deutsches Siedlungsgebiet in Ostafrika! — Fahrt durch den halberschlossenen dunklen Erdteil. — Auf der Tanganyikabahn.

Hart ist das Leben in Afrika. Der dornige Busch macht das Land unzugänglich, das Klima ist in großen Gebieten ungesund, es erschläft die Nerven, und Krankheiten drohen überall. Der Neger hat sich nicht überall gegen die grausame Natur zu behaupten vermocht. Von Süden her kamen Inder, von den Ufern des Mittelmeeres Araber, und auch sie kämpften mühsam gegen die Unbilden dieses Erdteils. Der Weiße ist Afrika mit anderen Waffen als die Schwarzen und die braunen Menschen entgegengetreten; er hat Fehnen gebaut, ungesunde Sumpfgelände trockengelegt — und nach Möglichkeit die unangenehmsten Arbeiten den anderen Rassen überlassen. Auf diese Weise hat er sich in manchen Teilen Afrikas durchsetzen können. Den Deutschen gelang es am besten in Ostafrika, wo sie vorbildliche Kolonialarbeit geleistet haben. Im Jahre 1914 wurde die Bahn von Dar-es-Salaam bis zum Tanganyika-See fertiggestellt, und damit konnte man bequem in zwei Tagen tief in das Innere Afrikas vorstoßen und an eine Stelle gelangen, die sonst nur mühevoll, auf dem Rücken des Pferdes durch den dornigen Busch, in vielleicht sechs Wochen zu erreichen war.

Dann brach der Krieg aus. Man war sich nicht einig in Ostafrika, ob man Widerstand leisten sollte, oder ob es nicht besser wäre, dem Vorbild von Südwest zu folgen und unter günstigen Bedingungen zu kapitulieren. Ringsum war die Kolonie ja von einer erdrückenden Übermacht bedroht. Der Widerstand konnte dem Deutschtum mehr schaden als nützen, und auch jetzt sagen viele Deutschafrikaner, daß die Enteignung der deutschen Pflanzungen, die vorübergehende Austrottung des Deutschtums in diesem Land von 950 000 Quadratkilometer wohl nicht erfolgt wäre, wenn man sich unterworfen hätte. Aber Lettow-Vorbeck setzte sich durch und stand bei Kriegsende noch immer im Gebiet von Rhodesien. Er hatte den Engländern manchen Schlag zugefügt, aber dafür rächten sich die Gegner, als er sich zurückziehen mußte. Bis zum Jahre 1924 durfte kein Deutscher nach Ostafrika, und auch später empfing man die Rückwanderer nicht sehr mit Freundlichkeit.

Im Frühjahr 1927 wurden dann die Engländer über den Rückstrom deutscher Ansiedler sehr besorgt. Major Walsh, der das Mandatsgebiet, welches nun Tanganyika-Territorium heißt, genau studiert hatte, wollte beobachtet haben, daß in den vier Monaten seiner Anwesenheit tausend Deutsche angekommen seien. Er behauptete, daß auf jeden Engländer im Land etwa zwei Deutsche kämen. Das war übertrieben, doch war immerhin soviel wahr, daß die alten deutschen Pflanzungsunternehmen wieder in Ostafrika zu arbeiten begonnen hatten. Mit Mißvergnügen sahen die Engländer, wie die deutsche Regierungsmission, die den Lastträgern und den Askaris die rückständigen Löhne aus der Kriegszeit zahlte, von den Eingeborenen mit Sympathie begrüßt wurde. Wenn sich auch die Beziehungen zwischen den deutschen Ansiedlern und den britischen Verwaltungsbehörden allmählich wieder besserten, so waren die Engländer doch überzeugt, daß man das Tanganyika-Gebiet schärfer als bisher in ihr Kolonialsystem einfügen müsse. Denn ein Mandat des Völkerbundes kann eines Tages erlöschen, und dann wäre in das zusammenhängende südafrikanische und ostafrikanische Kolonialgebiet Englands eine empfindliche Lücke gerissen worden. Deshalb wurde unausgesetzt darauf hingearbeitet, Tanganyika, Kenia und Rhodesien in eine gemeinsame Verwaltung überzuführen und zu einer einheitlichen Kolonie auszugestalten.

Dagegen protestierte Deutschland, das die Kolonie Ostafrika niemals als vollständig verloren angesehen hat und wenigstens formal seine Ansprüche aufrechterhalten will. Aus diesem Grunde verzichtete man viele Jahre darauf, deutsche Konsuln in Ostafrika zu ernennen; das wäre eine mittelbare Anerkennung der tatsächlich bestehenden staatsrechtlichen Verhältnisse gewesen, und deshalb wurden lieber weiter entfernt liegende Konsulate in anderen Kolonien mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen betraut. Die Einwanderung nach Ostafrika geriet ja später etwas ins Stocken. Denn wer nicht 50 000 Mark Kapital besitzt, hat kaum Aussicht, eine ordentliche Pflanzung anzulegen und die ersten schwierigen Jahre durchzuhalten. Die alten deutschen Plantagen wurden aber nun an Engländer verkauft, wobei sich die britische Verwaltung schließlich selbst schadete. Eines Tages merkte man nämlich, daß Inder und Araber englische Strohmannen vorgeschickt hatten, um die vorzüglichsten Pflanzungen in ihren Besitz zu bringen. Die Inder haben sich im Tanganyika-Gebiet die besten Stellen ausgesucht, und

man kann Ostafrika heute in mancher Beziehung als ein deutsches, in mancher Beziehung aber auch als ein indisches Siedlungsgebiet bezeichnen. Nun fürchten die Engländer in diesem Augenblick weniger die deutschen Ansiedler, die ja naturgemäß mit den Engländern zusammenhalten müssen, wenn die Stellung der weißen Rasse angegriffen wird, als die Inder und Araber, die mit Recht als Kolonialrevolutionäre gelten und gefährliche Organisatoren der eingeborenen Neger werden können. Deshalb hat man später die Deutschen wieder besser behandelt, und deshalb ist jetzt im englischen Parlament erklärt worden, daß die Umwandlung des Mandatsgebietes in eine Kolonie unter Zusammenlegung mit anderen Kolonialländern nur mit Zustimmung Deutschlands und des Völkerbundes in Betracht kommt.

Eine Fahrt auf der Tanganyikabahn, quer durch das halb erschlossene Afrika, zeigt die Schwierigkeiten der englischen Verwaltung. Früher wurde auf der Eisenbahn die farbige Bevölkerung streng von den Weißen getrennt. Die Engländer stehen fast überall in der Welt gerade in dieser Beziehung weit entschiedener auf dem Rassenstandpunkt als etwa die Deutschen. Dennoch haben sie nicht verhindern können, daß zunächst Inder und Araber, schließlich aber auch führende Neger in die zweite und die erste Klasse eindrangen. Da gibt es Streitfälle genug, denn ein Engländer reist nicht gern im selben Abteil mit braunen oder schwarzen Menschen. Aber der Schaffner ist ein Inder und regelt den Verkehr, wie es ihm beliebt. Wahrscheinlich hätte auch eine deutsche Verwaltung diese Entwicklung, die in allen Kolonialländern vor sich geht, nicht aufhalten können. Wohin sie führt, wagt heute im fernen Ostafrika kein Mensch zu Ende zu denken.

Sprüche.

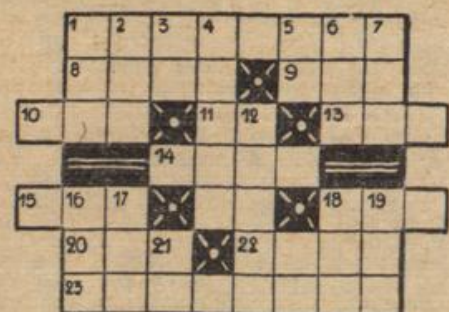
Wenn auch der Zeiten Dunkelheit
Dir will das Herz betrüben,
Du sollst dich doch in Tätigkeit
und auch im Frohsinn üben!

O glaube nicht, daß du allein
Hast schwerste Last zu tragen!
Schau um dich, wie in Not und Pein
Viel tausend Herzen klagen!

Nicht mit den Lauten sollst du geh'n,
Die hohle Rede tauschen!
Nein, bleibe bei den Stillen steh'n,
Der Weisheit froh zu lauschen!

Carl Friß Illmer.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Griffbrett. 8. Arzneipflanze. 9. Wert der Dichtkunst. 10. Fluß in Thüringen. 11. Präposition. 13. Gesichtsteil. 14. Biblische Gestalt. 15. Fisch. 18. Fragewort. 20. Dem Winde abgewandte Seite. 22. Nebenfluß der Donau. 23. Gründer einer deutschen politischen Bewegung. — Senkrecht: 1. Erdformation. 2. Gebirgslandschaft. 3. Bestimmungswort. 4. Gesichtshaut. 5. Englisch zu. 6. Männlicher Vorname. 7. Wildart. 12. Mutter Gottes. 16. Wort für „Welt“. 17. Mädchenname. 18. Transfisch. 19. Englischer Staatsangehöriger. 21. Fürwort.

Auflösung des Knotenrätsels in Nr. 301: 1. Infanterist. 2. Malermeister. 3. Gewerbeschule. 4. Kathedrale. 5. Fleischer. 6. Senftenberg. — Verdeckte Buchstaben: 1. Rest. 2. Meta. 3. Leber. 4. Lade. 5. Lech. 6. Rente.